

**FLORENCE
KNAPP**

**DIE
NAMEN**

ROMAN

Übersetzung aus dem Englischen von
Lisa Kögeböhn

eichborn



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und
verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen
unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten
mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:

»The Names«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2025 by Florence Knapp

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2026 by

Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:

produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining
bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon
zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Lektorat: Anna Valerius, Köln

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Eva Navarro Quijano

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Minion Pro

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8479-0229-4

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de.

*Für meinen Mann, Ian –
in Liebe*

Prolog

Oktober 1987

Coras Mutter hatte immer gesagt, der Wind würde die Kinder aufpeitschen, selbst die ruhigen kämen dann außer Rand und Band vom Spielen herein. Und jetzt spürt Cora sie auch, diese Rastlosigkeit. Draußen werfen sich Böen in die Tannen hinterm Haus, jagen durch die Einfahrt und stemmen sich gegen das Tor. Drinnen wirbeln die Sorgen umher. Denn morgen – falls der Tag anbricht, falls der Sturm zu tosen aufhört – wird Cora den Namen ihres Sohnes eintragen lassen. Oder vielleicht, und das ist ihre eigentliche Sorge, festlegen, was für ein Mensch er wird.

Cora mochte den Namen Gordon noch nie. Weder das Krachen am Anfang, das sie an Bonbons beim Zerkauen erinnert, noch den dumpfen Ton am Ende. Als würde man eine Sporttasche hinpfeffern. *Gordon*. Doch mehr noch stört sie, dass sie alles Gute und Weiche ihres Sohnes in diese Form gießen und hoffen muss, dass er stark genug ist, darin eine eigene Gestalt anzunehmen. Denn Gordon ist der Name, der in der Familie ihres Mannes von Vater zu Sohn weitergegeben wird, und ein Abweichen davon scheint unmöglich. Trotzdem hält es sie nicht davon ab, sich immer wieder in Erinnerung zu rufen, wie oft sie schon gedacht hat, dass der Name

einer Person ihren Lebensweg beeinflusst haben könnte. Amelia Earhart. Die Brüder Lumière. Erst letzte Woche ist ihr auf dem Nachttisch ihres Mannes ein Buch ins Auge gefallen: *Klinische Hirnforschung* von Lord Walter Russell Brain.

»Findest du das nicht komisch?«, hatte sie gefragt.

»Zufall«, hatte Gordon geantwortet. »Wobei man sich wundert, wie viele Urologen Burns, Cox und Ball heißen. Und unter Orthopäden gibt es auffallend viele Dr. Leggs.«

Siehst du die Gefahr nicht?, wollte sie fragen. *Erkennst du nicht, dass unser Sohn am Ende werden könnte wie du, wenn wir ihn Gordon nennen?* Aber sie konnte nicht. Denn das war ja offenbar der Sinn der Sache.

Sie legt den Fingerknöchel an die warme Wange des Babys, als könne seine Haut die entscheidende Botschaft übermitteln. Was er will. Wer er sein könnte. Doch bevor irgend etwas prophezeit werden kann, kracht etwas deutlich vernehmbar gegen die Rückwand des Hauses. Sie drückt das Baby an sich, als draußen der Bewegungsmelder anspringt und die wogenden Umrisse der Tannen beleuchtet. Bedrohlich türmen sie sich auf, weichen zurück, um sich sogleich wieder aufzubauschen. Sie hört, wie Gordon nebenan aus dem Schlafzimmer kommt und die Treppe hinunterpoltert, stellt sich vor, wie er im Schlafanzug durchs dunkle Wohnzimmer zur Terrassentür läuft und im Lichtkegel ohne seine Kontaktlinsen blinzelnnd stehen bleibt, um herauszufinden, was fehl am Platz ist. Sie sieht ihn im Geiste zwergenhaft vor der bedrohlichen Kulisse der Bäume, der Urgewalt des Sturms.

Kurz darauf öffnet er die Tür zum Zimmer des Babys und Cora spürt einen kalten Luftzug, als hätte er sich in Gordons Kleidung festgesetzt und ihn bis hier oben verfolgt. »Es war nur die Gießkanne«, sagt er. »Komm wieder ins Bett.«

»Gleich«, antwortet sie. Aber sie will das Baby nicht al-

lein lassen, also bleibt sie, lässt ihn weiterschlafen, sein Kopf schwer auf ihrem Arm, während die Geräusche des Sturms die Minuten zwischen Nacht und Tagesanbruch herunterzählen.

Gordon telefoniert mit einem Kollegen, der bereits in der Praxis ist. Cora hört, wie sie sich über die fehlende Warnung im gestrigen Wetterbericht unterhalten, über mögliche abgesagte Termine und Mitarbeiter, die es nicht zur Arbeit schaffen. Mit einer Hand macht sie Frühstück, die andere ist vom Baby belegt, und nebenbei hilft sie Maia, das Lokalradio einzuschalten, wo die wegen Sturmschäden geschlossenen Schulen gemeldet werden. Inmitten fremder Grundschulnamen taucht der von Maias Schule auf und sorgt für ein freudiges Lächeln und einen still gereckten Daumen bei Maia, den sie sinken lässt, kaum dass ihr Vater den Raum betritt.

Bevor Gordon zur Arbeit aufbricht, nimmt er sich eine Scheibe Toast und sagt: »Am Sonntag kommen meine Eltern. Kümmer dich heute um die Geburtsurkunde.« Zwei nebeneinanderstehende Aussagen, hervorgebracht, als bedinge die eine die andere. »Und nimm nicht die Abkürzung durch den Park«, fügt er hinzu. Exhibitionisten, Mörder und heute auch noch Bäume, die im Nachgang des Sturms umstürzen könnten.

Die Häuser in ihrer Straße verströmen alle dieselbe Gips-säulen-Pseudograndezza, blickdichte Fensterklone über Vorgärten mit gepflegten Staudengewächsen. Als sie aus der Tür treten, sind kaum Spuren des Sturms zu erkennen. Doch jenseits der Sackgasse bietet sich ein Bild blinzelnder Unwirklichkeit, wie wenn man aus dem Kino ins Tageslicht tritt. Baumstämme in schiefen Winkeln. Umgekippte Zaunele-

mente sind zu klaffenden Einladungen in die Gärten geworden. Eine Wäschespinne liegt zusammengebrochen auf dem Pflaster. Ein paar Häuser weiter hat sich ein Oberhemd in der Ligusterhecke verfangen, an den Schultern stecken noch die Wäscheklammern. Maias Blick huscht hierhin und dorthin, ihre Stadt ist zum lebendigen Finde-den-Unterschied-Bilderrätsel geworden.

Sie gehen um den Park herum, weichen mit dem Kinderwagen heruntergefallenen Ästen aus und bleiben stehen, um sich den gewaltigen Wurzelballen einer knorrigen Eiche anzuschauen, an dem noch Erdklumpen hängen. Maia kriecht in den Hohlraum darunter. »Pass auf, dass du dich nicht schmutzig machst«, sagt Cora. *Seine Worte*. Sie selbst würde Maia am liebsten raten, sich hinzulegen, den intensiven, würzigen Duft der Erde einzutauen und sich vorzustellen, sie wäre ein zusammengerollter Fuchswelpe in seinem Bau, den Schwanz an der Nase. Sie ist neun, bald wird sie sich zu alt für so etwas fühlen.

Maia klettert wieder aus dem Loch und klopft sich die Jacke ab. An der Straße, wo die orangefarbene Kugel der enthaupteten Zebrastreifenwarnleuchte am Boden liegt, warten sie, dass die Autos halten. Maia sieht zum Kinderwagen und fragt: »Wieso hab ich eigentlich nicht deinen Namen gekriegt, wenn er doch Dads kriegt?«

Cora hebt die Hand, um sich bei einem Autofahrer zu bedanken. »Hast du doch. Das weiß nur niemand«, sagt sie beim Überqueren der Straße. »Maia bedeutet *Mutter*. Das kann ich dir in meinem Namensbuch zeigen, wenn wir zu Hause sind.«

»Wirklich?« Cora ist erstaunt, wie glücklich ihre Tochter darüber ist. »Wieso geben wir ihm dann nicht einfach einen Namen, der *Dad* bedeutet?«

Cora betrachtet das Baby, dessen Mondgesicht aus dem zu großen Schneeanzug herausguckt. Sie schiebt den Kinderwagen nicht weiter, sondern beugt sich in den nach Babypuder duftenden Kokon. Winzige Lider flattern freudig, als ihre Blicke sich begegnen, eingemummelte Beinchen stampeln wie wild. Er ist kein Gordon. *Hab dich lieb*, blinzelt sie, dann richtet sie sich wieder auf. »Ich habe tatsächlich nachgelesen, welche Namen *Vater* bedeuten, und fand Julian schön, das heißt *Himmelsvater*.«

Für Cora bedeutet es außerdem, eine lange Reihe schwieriger irdischer Väter zu überflügeln, und eine Zeitlang hat sie sich gefragt, ob Gordon sich darauf einlassen würde. Wenn der Name doch Vater *bedeutete* und ihn dadurch noch immer ehrte, dann wäre es doch fast dasselbe? Aber als er eines Abends früher nach Hause kam und das Namensbuch auf dem Sofa lag, überflog er die aufgeschlagene Seite. *Denk dran, Cora, nur Mädchennamen. Für einen Jungen haben wir doch schon Gordon.* Und als er das Buch zuklappte und wieder ins Regal stellte, hatte er damit wie nebenbei auch den Gedanken an ein Gespräch aus dem Weg geräumt.

»Julian gefällt mir«, sagt Maia.

»Mir auch. Aber wie würdest *du* ihn nennen?«, fragt Cora.
»Wenn du es dir aussuchen könntest?«

»Also«, sagt Maia, und daran, wie sie das Wort langzieht, erkennt Cora, dass sie schon darüber nachgedacht hat. »Eigentlich ist es kein richtiger Name, aber mir gefällt Bear.«

»Bear?«, fragt Cora lächelnd.

»Ja. Das klingt so weich und kuschelig und lieb«, sagt Maia und öffnet und schließt die Hände, als würde sie etwas Niedliches damit drücken. »Aber auch mutig und stark.«

Cora sieht das Baby an und stellt sich all diese Eigenschaften an ihm vor. Wünscht sie sich für ihn.

Näher am Stadtzentrum haben die Aufräumarbeiten bereits begonnen. Zwei Männer zerteilen umgestürzte Linden mit Motorsägen in transportfähige Stücke, bis nur noch abgeschorene Stümpfe in den Baumscheiben im Pflaster übrig sind.

Schüchtern winkt Maia einem kleinen blonden Mädchen, dessen Hallo im Sägengeheul untergeht. Als sie vorbeigegangen sind, erklärt sie Cora: »Das war Jasmine. Vom Ballett.«

»Ach stimmt, die mit der großen Schwester am ...«

»Sadler Swells. Aber ich hab noch eine Frage«, sagt Maia und nimmt den Gesprächsfaden wieder auf, ehe Cora ihr sagen kann, dass das Tanztheater Sadler's Wells heißt. Maia holt tief Luft, als wolle sie etwas Verbotenes fragen, und sagt: »Wieso ist ihm das eigentlich so wichtig? Dad, meine ich. Das mit dem gleichen Namen.«

Cora würde gern sagen, dass es ihm so wichtig ist, weil große Männer sich innendrin manchmal klein fühlen. Weil manche Menschen – wie Gordons Vater – durchs Leben gehen und sich derart vollendet vorkommen, dass sie der Meinung sind, ihre Kinder und Kindeskinder sollten nach ihrem Vorbild erschaffen werden. Weil sie manchmal mehr darauf bedacht sind, die früheren Generationen zufriedenzustellen, als die zukünftigen zu lieben. Cora kommt es vor wie brusttrommelndes Stammesgehabe. Doch nichts davon sagt sie zu Maia. Ihre Tochter schnappt ohnehin schon viel zu viel auf. Nach jeder Auseinandersetzung, egal wie still Cora sie über sich ergehen lässt, kommt Maia morgens an die Spüle, schlingt ihr die dünnen Ärmchen um die Taille, schmiegt die Wange an ihren Rücken und sagt: »Meine liebe Mummy.« Dann spürt Cora, wie sie mitleidet, ihre Traurigkeit teilt. Und einmal fühlt sie auch den feuchten Stoff an ihrem Rücken, da, wo Maias Gesicht aufgelegen hat.

»Manchen Menschen ist Tradition eben wichtig«, sagt sie stattdessen.

»Aber es ist doch auch wichtig, seinen eigenen Namen zu haben, oder? Manchmal? Vielleicht hätte sogar Dad gerne einen eigenen gehabt.«

Cora nimmt eine Hand vom Kinderwagen und legt Maia den Arm um die Schultern. »Kluges Mädchen.«

Wieder fragt sie sich, ob sie es richtig macht. Das hier, das alles. Ob es für Gordon selbst überhaupt das Richtige ist, die Tradition weiterzuführen. Indem er bereitwillig ein Dasein im Schatten seines Vaters und Großvaters führt, hält er die Gemeinsamkeiten vielleicht erst am Leben, vergrößert die Last, die er zu tragen hat. Womöglich wäre es eine Befreiung, ihr Kind anders zu nennen. Nicht sofort, aber später.

Und Maia. Bringt sie ihrer Tochter so nicht bei, dass es wichtiger ist, den Frieden zu wahren, als das Richtige zu tun? Cora fragt sich, was Maia von ihr halten wird, wenn sie einwilligt, ihrem Bruder diesen Namen zu geben, der ihn an Generationen herrschsüchtiger Männer bindet. Und ihr dämmert, dass Maias Name, der ursprünglich als heimliches Band zwischen ihnen gedacht war, ebenfalls zur Bürde werden könnte, nun, da sie ihr seine Bedeutung verraten hat. Womöglich hat sie unabsichtlich die Botschaft vermittelt, dass Maias Leben dieselbe Richtung einschlagen wird wie ihres, obwohl sie doch hofft, dass die Kinder ihren eigenen Weg gehen werden.

1987

BEAR

Cora sieht zu, wie die Buchstaben Form annehmen und einer nach dem anderen wie etwas Außergewöhnliches, Magisches aus der Feder der Standesbeamtin fließen. Bear Atkin. Bear. Nur vier Buchstaben, B-E-A-R, aber jeder einzelne mit Bedeutung aufgeladen, mehr als bloß Konsonanten und Vokale. Eine Welle der – was mag es sein? – Freude, ja genau, Freude – überkommt Cora. Schwindelerregende Ganzkörperfreude. Sie wirft Maia, die neben ihrem Stuhl steht, einen Seitenblick zu und bemerkt ihren erstaunten Gesichtsausdruck.

Die Standesbeamtin überreicht Cora die Urkunde mit den Worten, ein Bear sei ihr in zweihundzwanzig Berufsjahren noch nicht untergekommen. Sie beugt sich über den Schreibtisch und schaut in den Kinderwagen. »Aber das ist der perfekte Name für dich, was?« Und dann, zu Maia: »Und du bist die stolze große Schwester? Pass gut auf dein Bärchen auf, ja?«

Als sie das Amt verlassen, ist Maia ganz aufgekratzt. »Du hast meinen Namen genommen! Ich – ich hätte nie gedacht, dass du ihm *meinen* Namen gibst!« Cora küsst sie auf die Stirn und steckt den Umschlag in die Handtasche, während Maia Bear auf den Gehweg schiebt.

Anfangs hat Cora das Gefühl, als schwebte sie übers Pflaster, so sehr, dass es ihr seltsam vorkommt, als sich ein körperliches Wesen mit Bodenhaftung in einem Schaufenster spie-

gelt. Maia ist ihr ein paar Schritte voraus, aber Cora hört ihr Geplapper, betrachtet ihren geliebten Rücken, als sie sich zu ihrem Bruder in den Kinderwagen beugt, und fühlt sich beschwingt. Sie weiß, dass dies ein Schlüsselmoment in Maias Leben wird, ein Moment, in dem ihre Stimme gehört worden ist, in dem sie nicht wie sonst immer im Schatten der elterlichen Ehe stand. Doch dann, noch bevor sie die Hügelkuppe erreicht haben, ereilt sie die brennende Erkenntnis, was sie getan hat. Wenn Gordon herausfindet, dass der Name Maias Wunsch war ... Blinzelnd versucht sie, den Gedanken von sich zu schieben. Er hat Maia noch nie wehgetan. Vielleicht aber auch nur, weil Maia bisher immer lieb und klein war und sich auf sicherem Terrain aufgehalten hat. Außerdem ruft Cora sie sofort zu sich, steckt sie in die Badewanne oder lässt sie irgendetwas Unnötiges holen, wenn sie das Gefühl hat, dass es brenzlig wird.

Unter den vielen Herbstschichten wird Coras Oberteil feucht. Die Binde zwischen ihren Beinen verwandelt sich in einen schweren Klumpen, während kalter Schweiß ihr auf die Stirn tritt und im Nacken kribbelt. Es ist, als versuchten jegliche Körperflüssigkeiten zu fliehen. Davonzulaufen.

Was hat sie getan? Wie konnte sie nur so dumm sein? *Bear*. Wenn es nicht die Wahl einer Neunjährigen war – denn das darf er niemals erfahren –, wie soll sie diesen Namen erklären? Es wird wie eine Demütigung wirken, als hätte sie damit ausdrücken wollen, dass ihr seine Familientradition, die Akzeptanz seines Vaters so wenig bedeutet, dass sie ihren Verrat nicht einmal auf einen gewöhnlichen Namen beschränken konnte. So etwas wie Julian.

Sie erwägt, Maias Worte zu wiederholen, ihm zu sagen, dass ein Junge namens Bear jemand wird, der weich und kuschelig und zugleich mutig und stark ist. Aber sie weiß, dass

ihm solche Eigenschaften nicht viel bedeuten. Dass es ihn nur noch wütender machen würde. Und *wie* soll sie es ihm sagen? Welcher Ort und welcher Zeitpunkt könnten diese Neuigkeit abmildern? Ihn in der richtigen Stimmung erwischen, sein Lieblingsessen kochen, nichts davon wird helfen. Und sein Wohlwollen in letzter Zeit, während der Schwangerschaft und in den ersten Wochen mit dem Baby, in denen er ihr mit derselben professionellen Rücksichtnahme begegnet ist wie allen frischgebackenen Müttern in seiner Praxis ... wird dem nicht standhalten. Was hat sie sich nur dabei gedacht? Sie wird den Namen ändern müssen. Sie wird noch einmal zur Standesbeamten gehen und sich entschuldigen müssen. Es ist bestimmt noch nicht zu spät; die Tinte ist ja kaum getrocknet. Das sind die Nachwirkungen des Sturms, das wird sie verstehen; eine durchwachte Nacht nach Wochen unterbrochenen Schlafs. Eine Ausnahmesituation. Doch am Zebrastreifen dreht Maia sich zu ihr um, und sie wirkt so gelöst, wie Cora es selten gesehen hat, alle Anspannung, die sich normalerweise in ihrem Gesicht niederschlägt, ist für kurze Zeit von ihr abgefallen. »Mama –« Mama, so hat sie Cora seit Jahren nicht genannt, längst ist sie nur noch *Mum*. »Danke, Mama. Das ist fast das Besonderste, was ich je erlebt hab.«

Cora sieht auf die Uhr, während sie den Park umrunden. Noch fünf Stunden, bis Gordon nach Hause kommt, zugleich eine Ewigkeit und nicht lange genug. Sie braucht einen Plan. Ihr ist gerade erst eingefallen, dass Maia heute Abend Schwimmen hat, und sie fragt sich, ob die Schwimmhalle wohl geöffnet ist. Seit das Baby da ist, nimmt Mehri sie mit. Kann sie sie noch mal bitten, nur noch diese Woche, wo sie doch sowieso hingehört? Vielleicht könnte Maia hinterher bei ihnen essen – die Mädchen kennen sich nicht gut, aber sie wohnen in der Nähe, sind im selben Alter; das wird doch

keine zu großen Umstände machen, oder? Wenn sie Maia bis sieben aus dem Haus fernhalten kann, hätte sie nach Gordons Rückkehr aus der Praxis eine halbe Stunde, bis Maia wiederkommt.

Zu Hause stellt Cora das schlafende Baby im Flur ab, macht Maia einen Snack und erledigt den Anruf. Die Schwimmhalle hat geschlossen. Aber Mehri bietet an – ohne dass Cora darum bitten muss –, dass Maia stattdessen zu Fern kommen und zum Abendessen bleiben kann. Und einen Augenblick lang gibt ihr das Zuversicht, als wäre dieses kleine Puzzleteil, das sich so mühelos eingefügt hat, ein Zeichen dafür, dass alles gut wird. Sie geht ins Badezimmer und wirft ihre feuchten Kleider in den Wäschekorb, wechselt die Unterwäsche und nimmt ein sauberes Oberteil aus der Schublade, während sie darüber nachdenkt, was sie mit Bear macht. Und aller Angst zum Trotz fällt ihr auf, wie selbstverständlich sie ihn in Gedanken *Bear* genannt hat, als wäre das schon immer sein Name gewesen. Als hätte er bloß darauf gewartet, hineinzuschlüpfen, und bräuchte jetzt nur noch sie, um es offiziell zu machen – Gordon die Nachricht zu überbringen –, und das treibt sie an.

Sie fragt sich, wo Bear in Sicherheit wäre. Überlegt, das Stillen hinauszögern, sodass sie ihn um sechs in jenen schlaffgliedrigen Schlummer versetzen kann, in dem er sich zuverlässig in sein Körbchen legen lässt, ohne aufzuwachen. Aber was dann? Sie geht zum Schrank, nimmt Schuhkartons heraus und stapelt sie neben der Kommode, außer Sichtweite. Als sie genug Platz geschaffen hat, wischt sie mit der Hand den Staub weg, holt das Körbchen und stellt es in den Schrank, um auszuprobieren, ob es hineinpasst. Ihr fällt selbst auf, wie verrückt das ist. Er würde doch dem Baby nicht wehtun, oder? Doch wegen Coras Moment der Impulsivität

ist Bears bloße Existenz zum persönlichen Angriff auf Gordon und seine Familie geworden. Sofort hat sie seine Stimme im Ohr. *Mein Sohn? Bear? Hast du sie nicht mehr alle?* Nein, denkt sie, während sie alles um das Körbchen herum arrangiert, sie muss ihn in Sicherheit bringen.

Mit dem Finger fährt sie über den schmalen Spalt zwischen den geschlossenen Schranktüren, vermag aber nicht zu sagen, wie viel Luft hindurchdringt, also öffnet sie sie wieder, tritt in das Körbchen und sperrt sich selbst in den Schrank. Licht fällt in einer vertikalen Linie hinein, und als sie sich mit dem Auge nähert, sieht sie einen schmalen Streifen des Schlafzimmers. Sie steht da, verschmilzt mit der Dunkelheit, betrachtet diesen winzigen Ausschnitt ihres Lebens aus einer neuen Perspektive. Das Bett, das sie mit Gordon teilt, mit der geblümten Tagesdecke, die seine Eltern ihnen zur Hochzeit geschenkt haben. Zwei identische Nachttischchen. Nur ein Wecker auf ihrer Seite. Eine Lampe, ein Notizblock und ein Stapel Bücher auf seiner. Ihr wird bewusst, dass nichts an diesem Ort verrät, dass sie dort lebt, keine Spur ihrer körperlichen Anwesenheit. Sie ist nicht mehr als ein *Gefühl*, das über der Stille des Raumes hängt.

Sie hört die gedämpften Geräusche von Bear, der sich im Kinderwagen regt, doch ehe sie die Schranktüren geöffnet hat, hört sie, wie Maia zu ihm geht und ihn mit beruhigender Stimme vom Weinen abhält. Cora malt sich aus, wie sie den Reißverschluss des Schneeanzugs öffnet und vorsichtig seinen warmen Körper heraushebt, und als sie die beiden nicht mehr hören kann, schließt sie daraus, dass Maia mit ihm ins Wohnzimmer gegangen ist. Cora bleibt noch eine Weile im Schrank, wo es sich anfühlt, als hätte sie einen Schritt aus ihrem eigenen Leben herausgetan und die Pausetaste gedrückt.

Um halb sieben hört Cora Gordons Schlüssel im Schloss. Sie fürchtet, sich übergeben zu müssen. Sie geht durch den Flur, wo er sie mit einem Kuss auf die Wange begrüßt und ihr sein Sakko reicht. Bevor sie es aufhängt, streicht sie über den warmen, groben Stoff, will alles verlangsamen, diese greifbaren Dinge unter ihren Fingerspitzen spüren, die Momente auskosten, in denen sie noch die Wahl hat, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richtet.

Sie folgt ihm in die Küche, und weil sie die Anspannung nicht mehr aushält, die sie schon den ganzen Tag mit sich herumträgt, hört sie sich hervorplatzen: »Gordon, ich hab etwas gemacht.«

Er dreht sich um, lehnt sich an die Arbeitsplatte, ohne den Blick von ihr abzuwenden, und sie weiß, er wird nicht nachfragen, wird nicht dabei helfen, es aus ihr herauszukitzeln. Er lockert seine Krawatte, ohne den Blick zu senken. Und als sie spricht, hört sie sich, wie sie in seinen Ohren klingen wird: jämmerlich, schwach.

»Ich war im Standesamt wegen der Geburtsurkunde, genau wie du wolltest, und ich – ich hoffe, es macht dir nichts aus, aber ich habe ihm einen anderen Namen gegeben. Nicht Gordon. Du weißt ja, dass ich ihn nie wirklich so nennen wollte und ich – ich –«

Sie hält inne, weil er immer noch nicht geblinzelt hat; sein Blick ist fest auf ihr Gesicht gerichtet. Und dieses Detail ist es; genau wie bei jemandem mit Höhenangst, jemandem, der oben auf der Leiter steht und sich so sicher ist, dass er fallen wird, dass ihn der Impuls überkommt, zu springen, um es hinter sich zu bringen. Es kostet sie alle Kraft, nicht vor ihm auf den Boden zu sinken und sich von ihm treten zu lassen, gar nicht erst zu versuchen, dem Unvermeidlichen entgehen zu wollen, sondern sich zu fügen, weil diese Vorahnung nur

aufschiebt, was unweigerlich kommt. Doch dann denkt sie an Bear oben im Schlafzimmerschrank und an Maia, die in Mehris Küche zu Abend isst, und strafft die Schultern: »Ich habe ihn Bear genannt.«

Er grinst und sie sieht, wie sich seine Haltung ändert, wie er den Kopf schüttelt, nach der Wasserkaraffe greift. Ihr wird klar, dass er ihr nicht glaubt. »Doch«, sagt sie. »Doch, es ist wahr.« Und sie holt den Umschlag aus seinem Versteck zwischen zwei Kochbüchern. Da dreht er sich um, eine Hand noch immer am Wasserfilter, während er die Geburtsurkunde begutachtet. Er starrt darauf, nimmt sich mehr Zeit als nötig, bis ihre Hand, mit der sie ihm das Papier entgegenstreckt, anfängt zu zittern, und das Beben füllt die verstreichen Sekunden. Er hebt den Blick, sieht ihr in die Augen und lässt die Karaffe fallen, sodass sie mit voller Wucht auf die Küchenfliesen kracht. Sie spürt, wie das Wasser ihre Strümpfe durchnässt, und weiß, sie hätte daran denken sollen, Schuhe anzuziehen.

Er streckt den Arm nach ihr aus, packt ein Büschel Haare am Hinterkopf und reißt ihn zurück, sein Gesicht schwebt nur wenige Zentimeter über ihrem. Einen Moment lang ist sie verwirrt und glaubt, er wolle sie vielleicht küssen, doch stattdessen rammt er ihren Kopf gegen die Seitenwand des Kühlschranks.

Obwohl sie sich geschworen hat, es nicht zu tun, schreit sie vor Schreck auf, macht dann aber schnell den Mund wieder zu, um Bear nicht zu wecken. Sie darf Gordon seine Anwesenheit nicht ins Bewusstsein rufen.

»Du bist meine Frau«, zischt er. »Und ich habe dich um eine Sache gebeten« – wieder kracht ihr Kopf gegen den Kühlschrank –, »aber nein, das kriegst du nicht hin. Nur eine« – *rumms* – »verdammte« – *rumms* – »Sache.«

Ein Teil von ihr begreift, dass er gerade erst anfängt; dass sie nur eine begrenzte Anzahl von Malen diesen Drall von Hirn, Schädel und Fleisch auf Metall spüren wird, bevor sie nichts mehr spürt. Und deshalb überwindet sie ihren Instinkt, Bear nicht wecken zu wollen, und tut etwas, was sie noch nie getan hat: Sie schreit um Hilfe. Nicht nur einmal, sondern wieder und wieder, weil sie weiß, dass das kleine Fenster in der Vorratskammer offen steht, dass die Tür angelehnt und es unmöglich ist, dass niemand in der Sackgasse es hört. Als er ihr den Mund zuhält, beißt sie ihm fest in den Handballen, gräbt die Zähne in Fleisch und drahtige Haare. Überrascht weicht er zurück. Doch die Erleichterung währt nur einen kurzen Moment, denn jetzt liegt ein Meter zwischen ihnen, den er nutzen wird, um Schwung zu holen, das weiß sie, gleich wird er sich auf sie stürzen.

Sie springt zur Seite und spürt, wie die sorgfältige Naht der Hebamme aufplatzt. Doch da ist kein Schmerz, nur ein Adrenalinschub, als er sie durchs Wohnzimmer jagt. Wieder packt er ihre Haare, aber sie reißt den Kopf weg und ist frei. Ihre Kopfhaut prickelt heiß.

Er greift an, zerrt sie zu Boden, und obwohl sie weder Glas splittern noch die Haustür gehört hat, ist jemand – wer? – bei ihnen im Raum. Es ist der Mann, der vor ein paar Monaten zwei Häuser weiter eingezogen ist; der Mann, den sie manchmal nachmittags mit seinem Hund auf dem Rückweg vom Park trifft, wenn sie Maia nach Schulschluss entgegengeht; der Mann, der ihren schwangeren Bauch angelächelt und eines regnerischen Tages *Die Pflanzen freuen sich!* gesagt hat, als sie aneinander vorbeigeplatscht sind. Dieser Mann zieht Gordon von ihr weg, und einen Moment lang kommt es ihr vor, als wäre es eine Art Ende, und was immer darauf folgen mag eine Deeskalation. Doch dann schreit Gordon: »Was

zum Teufel machen Sie in meinem Haus?«, während zu seinen Füßen der Hund des Mannes kläfft und an der Leine zerrt, die sich an den Beinen des Couchtischs verheddert hat. Der Mann hebt beide Hände, als wolle er sagen: *Ich will keine Schwierigkeiten, ich bin nicht auf Streit aus*, doch da legt Gordon ihm beide Hände flach auf die Brust und schubst ihn so heftig, dass Cora nur noch zusehen kann, wie der Mann rückwärts durch die Scheibe der Terrassentür kracht.

Später, wenn auch nicht unbedingt in dieser Reihenfolge, wird ein Polizeibeamter – jung, keine zweiundzwanzig – Mehris Telefonnummer wählen, die er neben dem Telefon findet, und dafür sorgen, dass Maia über Nacht bleibt. Dann wird er hochgehen und Bear aus dem Schrank holen, und Cora wird sich fragen, woher er weiß, wie man ein Baby schaukelt und ihm den Rücken tätschelt, bis sein Schreien zu einem bebenden Seufzen abebbkt. Aber ihr kommt nicht in den Sinn zu fragen, denn die Worte sind aus ihrem Kopf verschwunden; der Weg zwischen Gedanken und Stimme ist vorübergehend unterbrochen. Sie wird eine Hand an ihr rechtes Ohr halten, versuchen, das Klingeln in ihrem Kopf zu stoppen, ohne zu begreifen, woher es kommt oder dass es etwas mit der Szene zu tun hat, die sich keine Dreiviertelstunde zuvor in der Küche abgespielt hat. Sie wird registrieren, wie das blinkende Blaulicht von der Wohnzimmerwand rutscht, als der Krankenwagen abfährt. Sie wird zusehen, wie ein älterer Polizeibeamter Gordons Hände mit Handschellen hinter seinem Rücken fixiert, und obwohl sie die Worte des Mannes nicht hören kann, wird sie wissen, dass er ein Patient ist, und an seinem Verhalten erkennen, wie unangenehm ihm ist, dass ihm diese Rolle zukommt und er den Mann abführen muss, der womöglich den Tod seiner Mutter bezeugt, die

Depression seiner Frau diagnostiziert oder mit den Worten *Keine Sorge, das seh ich nicht zum ersten Mal* die vergrößerte Prostata des Mannes ertastet hat. Denn Gordon ist beliebt bei seinen Patienten. Er ist ein guter Arzt, egal was sein Chirurgenvater von Hausärzten hält. Cora wird nicken und auf die Stuhllehne zeigen, als der junge Polizeibeamte ihre Sachen zusammensucht, im vorderen Fach ihrer Handtasche nach dem Schlüssel tastet. Er wird kurz den Raum verlassen, um ein zweites Team Rettungssanitäter hereinzu führen, die er im Flur gehört hat. Und sie werden lächeln und Cora so sanft und liebevoll behandeln, dass sie das Gefühl hat, das – ausge rechnet das – würde sie endgültig brechen. Sie beobachtet die Lippen der Sanitäterin, kann ihre Worte nicht entziffern, aber spürt ihre Wärme, bemerkt, dass sie Cora fest in die Augen sieht, statt die nervösen Blicke ihres jüngeren Kollegen zu erwidern. All diese Menschen, die meisten noch so jung, wurden hineingezogen in den Horror ihres Abends, in den Schlamassel ihres Lebens, das sich Jahr für Jahr, Monat für Monat, Woche für Woche, Tag für Tag, Stunde für Stunde hingezogen hat, um in diesem Augenblick zu münden.

JULIAN

Hinterher weiß Cora nicht mehr genau, was sie dazu gebracht hat, es auszusprechen, nur dass sie es getan hat und dass es sich richtig angefühlt hat. Jetzt, als dieses Baby in seinem Kinderwagen liegt – Julian, *Himmelsvater*, ätherisch, transzendent –, fühlt Cora sich so geerdet wie seit Jahren nicht. Als hielte sie, beide Füße fest in den Boden gestemmt, die Drachenschnüre zweier Kinderleben sicher in der Hand.

Eine neue Zuversicht hat sich in ihre Schritte geschlichen, ein Gespür für das Ausdehnen und Zusammenziehen ihrer Muskeln. Als wäre etwas in ihr erwacht. Ohne darüber nachzudenken, biegt sie ab, um quer durch den Park zu gehen, und bemerkt es erst, als Maia innehält. *Aber Dad hat gesagt ...* Ein beturnschuhter Fuß schwebt über dem Boden, als fordere ihre Mutter sie auf, eine andere Welt zu betreten.

»Ist schon in Ordnung«, sagt Cora. »Wir bleiben auf dem Hauptweg. Da stehen kaum große Bäume und wir haben viel mehr zu sehen.« Maia ist die Überraschung anzusehen, doch sie setzt den Fuß auf den Boden und schwupp ist sie weg, um ausgiebig die neue Umgebung zu erkunden.

Cora hat nie gewollt, dass Maia in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt wird, und trotzdem erinnert sie sich, wie lebendig ihr eigener Körper als Balletttänzerin vor Jahren war, wach, auf die Musik abgestimmt, wie sie jedes Auffla-

ckern einer Emotion – Angst, Zögern – allein durch den Griff ihres Partners gespürt hat. Und jetzt erlebt sie dieselbe Übersensibilität, ist sich der kinetischen Energie der Gegenstände um sich herum bewusst. Sie bemerkt das Rumpeln und Rollen der Kinderwagenräder auf dem windgepeitschten Untergrund des Parks. Den Geruch feuchter Luft, die in den Sandsteinfelsen kriecht. Wie ihre Pupillen reagieren, als die Oktobersonne das Weiß der Crickettribüne erstrahlen lässt. Wie ihre Ohren das gedämpfte Geräusch von Maias Schritten auf dem Schotterweg vor ihr aufnehmen, der Zweige, die unter ihren Füßen zerbrechen. *Spür den Boden*, hat ihr jede Ballettlehrerin zugerufen, seit sie fünf Jahre alt war, Vokale, die verschmolzen mit Klaviernoten, die von den Wänden eines Gemeindehauses abprallten, eines Stadtteilzentrums, eines Studios. Und nun, so viele Jahre später, spürt sie wieder den Boden. Sie spürt ihn ganz genau. Sie erkennt seine Festigkeit, seinen Halt, und weiß, dass der Boden – diese Erde – sie hält. Dass er ihr unmerklich entgegenstrebt und sie auffängt, wenn sie fällt, weil sie das Richtige getan hat.

Cora ist unvermittelte Explosionen gewohnt, sie entzünden sich an einem angelassenen Licht oder der zu späten Erkenntnis, dass sie zu freundlich mit dem Handwerker gesprochen hat. Sie verbringt ihr Leben damit, ja kein Streichholz an Gordons Wut zu halten, und verteilt dennoch überall Benzin, tropft es auf Schuhe, die sie zu putzen vergessen hat, übergießt damit das eine Hemd, das nicht rechtzeitig gewaschen wurde. Sie hetzt von einem Brandherd zum nächsten, versucht die Funken rechtzeitig zu ersticken, doch hinter ihr, außer Sichtweite, schwelt immer etwas, woran sie nicht gedacht hat. Aber heute ist alles anders. Sie entscheidet selbst, wie sie es enthüllt, unter welchen Bedingungen, auf welche Art und Weise. Und

sie ist furchtlos. Ja, er könnte – *wird* – wütend werden, aber wenigstens sind die Konsequenzen diesmal nicht umsonst. Sie wird bekommen, was sie will: dass ihr Sohn mit einem eigenen Namen aufwächst.

Als Maia sich zurückfallen lässt und neben ihr herläuft, summt sie leise und erratisch, jeder Ton in einer anderen Tonart. Cora nimmt Maias Hand, die in einem Fäustling steckt. »Du musst dir keine Sorgen machen. Kann schon sein, dass er kurz wütend ist, aber er wird drüber wegkommen.«

»Aber du hast doch gesagt, es lag daran, was *ich* vorhin gesagt habe. Also ist es meine Schuld.«

»Nein, ich habe gesagt, dass du meine Inspiration warst. Das ist etwas ganz anderes. Vielleicht inspiriert mich Van Gogh zu einem Bild, aber das heißt noch lange nicht, dass er schuld ist, wenn meine Sonnenblumen wie eine Vase mit gelben Chupa Chups aussehen, oder? Du hast mich bloß daran erinnert, wie wichtig es ist, dass jeder Mensch einen eigenen Namen hat, aber es war allein meine Entscheidung, ihn anders zu nennen.«

»Sonnenblumen können gar nicht wie Chupa Chups aussehen.«

»Woher willst du das wissen, du hast meine ja noch nie gesehen. Aber pass mal auf: Julian ist ein Name, den ich nicht erst heute ausgesucht habe, die Idee muss mir also schon lange im Kopf herumgespukt haben. Und guck ihn dir an«, sagt sie und deutet mit dem Kopf Richtung Kinderwagen. »Findest du nicht auch, dass er wie ein Julian aussieht? Anders wäre es gar nicht gegangen. Oder kannst du ihn dir etwa als Gordon vorstellen?« Maia lacht ein leises, nervöses Lachen. Sie wirft Cora einen Seitenblick zu, als wolle sie sich vergewissern, dass es wirklich ihre Mutter ist, die das sagt.

»Du musst auch nicht dabei sein, wenn ich es ihm erzähle. Aber lass uns mal gemeinsam überlegen, wie wir den Abend zu etwas Besonderem machen können.«

»Was willst du kochen? Vielleicht Lasagne?«, fragt Maia, und wieder weiß Cora, dass sie das Richtige getan hat, denn kein Kind sollte sich je so sehr nach einem Elternteil richten, dass es das Essen vorschlägt, das es selbst am wenigsten mag.

Als Maia noch kleiner war, hatte Cora einmal eine Penne-Nudel aufgeschnitten, als die beiden allein beim Mittagessen saßen. »Guck mal, wie eine Piraten-Schatzkarte«, hatte sie gesagt. »Ganz flach, wenn man sie ausrollt. Genau wie eine Lasagneplatte.«

Aber Maia hatte die Nase gerümpft. »Flache Nudeln schmecken anders. So dick und zäh.«

Cora hatte ein Nudelröhrchen von Maias Teller stibitzt. »Wahrscheinlich hast du recht«, sagte sie und biss hinein. »Ist nicht ganz dasselbe.«

Und trotzdem, als es das nächste Mal Lasagne gab und sie den Tisch gedeckt und Gordon verkündet hatte, dass Lasagne sein Lieblingsessen sei, hatten sich Coras und Maias Blick kurz gekreuzt – unabsichtlich – und Maia hatte weggeschaut und gesagt: »Ja, die Sauce ist immer so lecker«, und es hatte Cora das Herz zerquetscht, wie lieb sie war.

Maia war sehr empfänglich für die Schwingungen in einem Raum. Cora erkannte es an der steifen Haltung ihres kleinen Körpers, als hätte jemand Stöckchen in die Schulternaht ihrer T-Shirts eingenäht. Oder daran, wie Maias Blick zwischen ihr und Gordon hin- und herhuschte, wie sie ihre Interaktionen beobachtete und sorgsam jede Reaktion verhinderte, die auf eine Allianz hindeuten könnte. Sie erkannte es daran, wie Maia losrannte und Küchenrolle holte, um einen Fleck wegzubinden, für den Cora verantwortlich gemacht

werden könnte. Daran, wie sie beim Fernsehen einen Teller unter ihre Salzstangen hielt, um die Krümel aufzufangen.

Einmal hatte Cora ihr etwas in die Schule gebracht – etwas Vergessenes, die Brotdose oder den Sportbeutel – und die Sekretärin hatte gesagt: »Bringen Sie es ihr am besten selbst, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Dann bekommt sie es rechtzeitig.« Cora hatte den unterrichtsleeren Flur durchquert und am richtigen Klassenzimmer angekommen, schon die Hand nach der Klinke ausgestreckt, dann jedoch innegehalten, als ihr Blick durch die Scheibe in der Tür fiel. Denn drinnen saß ein Mädchen. Das gerade die Aufgabe unterbrach, um etwas zu ihrer Freundin zu sagen, was die beiden zum Lachen brachte. Und einen Moment lang hatte sie ihre Tochter tatsächlich nicht erkannt. Doch auch als sie sie erkannte, stimmten beide Maias nicht ganz überein. Das Lachen dieser Maia hatte ihre Augen erreicht, und ihr Lächeln war minimal breiter und unbeschwerter als das der Maia, die sie kannte.

In dem Moment hatte Maia aufgeblickt, als hätte sie bemerkt, dass sie beobachtet wurde, hatte gelächelt und den Daumen gehoben, als Cora ihr den vergessenen Gegenstand durch die Scheibe zeigte. Doch die Maia, auf die sie gerade einen Blick erhascht hatte, war schon wieder verschwunden. Und auf dem Nachhauseweg hatte sich Coras Brust wie ausgehöhlt angefühlt, denn ihr war bewusst geworden, dass sie sich zwar immer vorgestellt hatte, als *Mum* eine eigene Existenz zu haben – warm, fürsorglich, bestärkend –, doch im Kopf ihrer Tochter waren Gordon und sie ein Doppelpack, zwei untrennbare Hälften. So unterschiedlich ihre Rollen sein mochten, auch Cora war eine Last für sie – jemand, den sie beschützen, um den sie sich Sorgen machen musste. Genau wie Gordon jemand war, vor dem sie sich in Acht nehmen und den sie fürchten musste.

Zu Hause schneidet Maia Sterne und Monde aus Tonpapier aus und fädelt gelbes Garn hindurch. »Die lege ich um unsere Teller«, erzählt sie Cora, die in der Küche Gemüse schneidet, während Julian im Flur in seinem Kinderwagen schläft. Cora lächelt, ist beinahe optimistisch. Sie hofft, dass sie nicht falschliegt und Gordon dazu bringen kann, es ähnlich zu sehen.

Cora fragt sich laut, ob der Schwimmunterricht nach dem Sturm wohl normal stattfindet. »Hoffentlich nicht«, sagt Maia und verzieht das Gesicht.

Cora sieht Maia in der Umkleide vor sich, wie sie die Kleider über noch feuchte Körperteile zieht und mit nassen Haaren in die kalte Abendluft tritt. »Du hast recht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Schwimmbad heute offen hat.«

Am späten Nachmittag legt Cora Julian in seine Wippe und stellt sie in die Mitte des Küchentischs, wo sie mit ihm reden kann, während sie Lasagneplatten und Béchamelsauce in die Auflaufform schichtet. Immer wieder schaut sie zu ihm und denkt *Julian*, und dann *Himmelsvater*. Wörter stark wie Talismane.

»Wie gefällt dir dein neuer Name, Jules?«, fragt Maia.

»*Jules*«, sagt Cora, testet, wie sich das Wort in ihrem Mund anfühlt. »An eine Kurzform hatte ich noch gar nicht gedacht. Klingt schön. Aber pass auf, dass du seinen Namen nicht sagst, bevor ich es Dad erzählt habe, ja?«

Um halb sieben hört sie Gordons Schlüssel im Schloss, stellt sich vor, wie er sein Sakko an die Garderobe hängt. *Spür den Boden*, sagt sie sich, und ihre Fersen streben in die erste Position. Sie hört die Anerkennung aus seiner Stimme heraus, als er ruft: »Lasagne! Das hab ich schon beim Reinkommen gerochen.« Als er auf dem Weg in die Küche am Esstisch vor-

beikommt, sagt er: »Sogar mit Tischdekoration. Toll, Maia.« Aber dann: »Mensch, Cora, hier oben steht die Wippe nicht sicher.« Er stellt sie vorsichtig auf dem Boden ab, um das Baby nicht zu wecken. »Als hätte ich noch nicht genug Horrorgeschichten aus der Praxis erzählt. Denk doch mal mit.«

Cora entschuldigt sich und bittet Maia, den Tisch zu decken.

Maia kommt aus dem Wohnzimmer und holt Messer und Gabeln aus der Besteckschublade. Aus dem Augenwinkel sieht Cora, dass Gordons plötzlich scharfer Tonfall sie fahrig gemacht hat. Doch ehe sie übernehmen kann, fällt das Besteck klappernd zu Boden und Julian erschrickt, greift mit zitternden Händen in die Luft und zieht im Schlaf eine Schnute. Cora erstarrt. *Nicht weinen, bitte nicht weinen. Julian, Himmelsvater auf Erden.* Und auf wundersame Weise verschwindet die Schnute, und schon schläft er mit entspanntem Gesicht weiter.

»Tollpatsch«, sagt Gordon zu Maia, und Cora dreht sich um, atmet einen stillen Dank Richtung Kochbuchregal, wo die Buchrücken von Prue Leith und Mary Berry unter dem Druck der Geburtsurkunde, die zwischen ihnen steckt, zu beben scheinen. *Mach, dass es gutgeht, Mary,* fleht Cora in Gedanken. Sie stellt sich einen Lemon Pie mit wogender Baiseraube vor, an den Spitzen gleichmäßig gebräunt, denn wenn sie sich das Bild nur perfekt genug ausmalen kann, wird vielleicht alles gut. Sie wundert sich selbst über das Vertrauen, das sie willkürlichen Gegenständen entgegenbringt – dem Geruch von nassem Sandstein, der Vorstellung einer gut gelungenen Süßspeise –, aber was bleibt ihr sonst übrig?

Cora legt Maia beide Hände auf die Schultern und hofft, etwas Trost in ihren kleinen, ängstlichen Körper leiten zu können, der sich ganz steif anfühlt. Vielleicht hätte sie Mehri

anrufen und fragen sollen, ob das Schwimmen stattfindet.
»Lass ruhig. Ich kann den Tisch decken«, sagt sie.

Beim Essen reden sie über Gordons Arbeit, ein Pilotprojekt, bei dem depressive Patienten ehrenamtlich Rezepte an Menschen ausliefern sollen, die das Haus nicht verlassen können. Doch dann kommt die Frage: »Hast du dich um die Geburtsurkunde gekümmert?«

»Mhm«, macht Cora. Sie hat gerade den Mund voll und hebt die Hand, um ihm zu zeigen, dass sie noch mehr zu sagen hat. Sie kaut zu Ende und schluckt. »Das wollte ich sowieso noch erzählen. Ich wollte dich überraschen. Deshalb feiern wir heute. Dich, um genau zu sein. Also, ich habe nämlich im Namensbuch gelesen und festgestellt, dass Julian –« Sie hält kurz inne, denn Gordon hat Messer und Gabel abgelegt. »Also, ich habe gelesen, dass Julian *Vater* bedeutet. Und ich weiß zwar, dass Gordon dein Familiennname ist, aber mir gefiel der Gedanke an einen etwas persönlicheren Namen, der dich ehrt. Nur dich. Und deshalb, na ja, ich hoffe, es macht dir nichts aus, aber das ist der Name, den ich eingetragen habe.«

Im Zimmer herrscht Stille.

»Du – du hast ihn Julian genannt? Nicht Gordon?«, fragt Gordon, und sie sieht ihm an, dass er Schwierigkeiten hat, das Gesagte zu verarbeiten. Sie will die Leere mit Wörtern füllen, aber ihr fallen keine ein, also nickt sie. Und dann nickt sie wieder, als hätte er ihr die Frage zweimal gestellt. »Was zum –«

Doch da fällt Maia ihm ins Wort, fröhlich und beherzt, als täte sie das ständig, als wäre sie es gewohnt, ihren Vater zu unterbrechen. »Deshalb habe ich auch Mond und Sterne für deinen Teller gebastelt«, sagt sie. »Julian bedeutet *Himmelsvater*. Für den Mond habe ich deinen Briefbeschwerer als Schablone genommen, und die Sterne habe ich so vorgezeichnet,

wie du es mir gezeigt hast: mit zwei Dreiecken. Die hab ich hinterher wegradiert, aber auf der Rückseite sieht man das noch ein bisschen. Dreh mal um«, sagt sie. Und sie steht von ihrem Platz auf und stellt sich neben ihn, hebt die Sternenkette an. »Siehst du?«, fragt sie und fährt mit dem Finger über die blassen Bleistiftlinien. »Gefällt er dir? Der Name? Seine Bedeutung?«

»Julian«, sagt er.

»Vater«, übersetzt Maia noch einmal.

Und Cora wird klar, dass ihre Tochter gelernt hat, was zu tun ist. Wie man beschwichtigt, besänftigt. Dass sie es allein durch Beobachtung schon beim ersten Schläpfen in diese Rolle perfekt beherrscht. Wenn das nicht aufhört, denkt Cora, wird sich dieses Muster endlos fortsetzen, wird die nächste Generation dasselbe Schicksal erleiden.

Und so unmöglich es ihr auch vorkommt, so unwägbar die Hürden sind – wo sollen sie hin, woher soll sie das Geld nehmen, wer wird ihr überhaupt glauben und wie kann sie ihn davon abhalten, ihr die Kinder wegzunehmen –, der Schalter ist umgelegt. Cora weiß, dass sie einen Plan braucht.

»Gefällt er dir?«, fragt Maia noch einmal.

Gordon lächelt und sagt: »Na, dann erzähl mal, große Schwester, war das dein cleverer Einfall? Oder der deiner Mutter?«

»Vor allem Mums«, sagt Maia und setzt sich wieder an den Tisch. »Aber mir gefällt er auch.«

Nur noch das Kratzen von Besteck auf Tellern ist zu hören. Der zarte Atem von Julian, der in der Wippe zu ihren Füßen schläft. Und dann Maias abgehacktes Summen, das wie eine Stecknadel zu Boden fällt, als sich das Schweigen ihres Vaters zu sehr in die Länge zieht. Cora bricht es das Herz. Es schnürt ihr die Kehle zu, als sie schlucken will, sie hat das Gefühl zu

ertrinken, also tut sie so, als würde sie weiteressen, balanciert winzige Stückchen auf den Gabelzinken, während Gordon – langsam, sorgsam, mit der üblichen Gründlichkeit – jeden Bissen kaut, bis sein Teller leer ist, immer noch ohne ein Wort. Der Raum ist eine zum Zerreißen gespannte Saite. Nur eine Frage der Zeit, bis sie reißt.

»Geh hoch und lass dir ein Bad ein«, sagt Gordon schließlich zu Maia. Cora sieht sie blinzeln, nicht in der Lage, ihnen in die Augen zu schauen, sieht, wie sie Messer und Gabel auf dem Teller zusammenlegt, den Stuhl zurückschiebt und aus dem Zimmer geht. Wie gern würde Cora den Arm um ihre schmalen Stöckchenschultern legen.

Gordon steht auf, und obwohl Cora sich nicht zu ihm umdreht, spürt sie, dass er hinter ihrem Stuhl steht. Fühlt seine flache Hand leicht an ihrem Hinterkopf. In Warteposition. Erst als sie die Rohre im ersten Stock ächzen hören, während das Badewasser einläuft, drückt er ihr Gesicht in die liegen-gelassene Lasagne, bis ihre Nase sich hart gegen den Teller presst, Sauce in ihren Wimpern hängt und lose Haarsträhnen an den Wangen kleben.

Seine Worte sind leise, aber deutlich. »Ein Name, der über Generationen weitergegeben wurde, und du dachtest im Ernst, es würde mir nichts ausmachen?« Er lacht, ein Dinnerparty-Lachen, ein Lachen für Freunde. Dann zieht er ihr Gesicht an den Haaren aus der Lasagne. Sie hält die Hände still, die automatisch die Essensreste wegwischen wollen, und legt sie stattdessen in den Schoß. Hält den Blick nach vorn gerichtet. Blinzelt. »Das lass ich dir nicht durchgehen«, sagt er. »Haben wir uns verstanden?«

Sie nickt, ein angedeutetes Neigen des Kopfes, während sie sich schwört, dass es das letzte Mal ist. Dass sie nie wieder da-sitzen wird, während ihr ein Abendessen, das sie gekocht hat,

vom Gesicht tropft. Dass sie nie wieder mitansehen wird, wie ihre Tochter diesen Mann beschwichtigt. Dass sie den Namen ihres Sohnes nicht ändern wird. Alles – *alles* – hat sich verändert. Sie sitzt da, Wirbelsäule gerade, Hals lang, Füße fest auf dem Teppich. Sie spürt den Boden, und noch immer, selbst jetzt, gibt er ihr Halt.

»Und jetzt iss«, sagt Gordon und lässt ihr Haar mit einem Ruck los.

Sie wartet, bis er aus dem Zimmer gegangen ist, die Treppe hoch. Und als sie nur noch die Geräusche des Hauses hört, das Klicken des Boilers, das leise Gluckern der Heizung, greift sie nach einer Serviette und wischt sich die Sauce mit raschen, entschlossenen Bewegungen ab. Sie sieht nach unten und bemerkt, dass Julians Augen – groß, blau, klar – auf sie gerichtet sind. Als hätte er alles mitangesehen und hätte, unerklärlicherweise, dennoch keine Angst. Sondern würde an sie glauben. Julian, *Himmelsvater*, denkt sie und weiß, dass er den ein Stockwerk höher überflügeln wird.

GORDON

Auf dem Rückweg vom Standesamt ist es, als hätte sich eine Wolke über alles gesenkt. Cora sieht auf das Baby hinab und hat das Gefühl, sie hätte etwas kaputtgemacht. Als sie vor weniger als einer Stunde in die entgegengesetzte Richtung gegangen sind, hatte noch so viel Hoffnung und Möglichkeit in seinem kleinen Umriss gesteckt. Doch jetzt ist alles überschattet. Während sie vorhin nur Augen für seine rosigen Pfirsichwangchen und die Zartheit seiner blau geädernten Lider hatte, sieht sie jetzt ein sabbergerötetes Kinn und in papsthafter Missbilligung verkniffene Lippen. Sie hätte sich weigern können, Gordons Anweisungen zu befolgen, und der Standesbeamtin einen anderen Namen nennen. Julian. Oder gar Bear. Doch das hat sie nicht. Und obwohl ihre Bitterkeit eigentlich ihr selbst gilt, ihrem Mann, ist es irgendwie einfacher, sie auf das Neugeborene im Kinderwagen zu richten.

Maia ist vorausgelaufen, weil sie an der Kirchenmauer entlanggehen will, sie zieht sich hoch ins Relevé, streckt das linke Bein aus, Arme ausgebreitet für die Balance, doch die vielen unförmigen Herbstschichten verhüllen jede Anmut ihrer Bewegungen. Cora ist erleichtert, dass sie sich nicht unterhalten muss. Müde und frierend betritt sie wenig später das Haus. Sie lässt das Baby schlafend im Flur stehen und kriecht ins Bett, mit Mantel und allem. Sie weiß nicht, wie viel Zeit ver-

gangen ist, als sie aufschreckt, weil Maia die Treppe hochruft, dass er aufgewacht ist, und sitzt trotzdem noch eine Weile auf der Bettkante und lauscht seinem Weinen, versucht genügend Energie aufzubringen, um aufzustehen, schafft es aber erst, als Maia noch einmal ruft.

Nachdem sie ihn unten aus seinem Schneeanzug gequält hat, lässt sich Cora aufs Sofa sinken, zieht ihren Pullover hoch und – hält inne. Angewidert. Als könne ihr nichts fremder sein. Das Baby stößt frustriert den Kopf gegen ihre Brust, bis er selbst den Weg zur Nahrungsquelle gefunden hat, und Cora wendet sich ab und starrt die Wand an, während er trinkt.

Ein paar Tage später, als Cora und Gordon vorm Schlafengehen Zähne putzen, beugt sie sich vor, um die Zahnpasta auszuspucken, und sagt: »Ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht Geld für Milchpulver haben könnte.«

Als er nicht antwortet, hebt sie den Kopf, und ihre Blicke begegnen sich im Spiegel. Er lässt weiter fein säuberlich die Bürste kreisen, Zahn für Zahn. Sie kennt niemanden, der sich so sorgfältig die Zähne putzt, sein Zahnfleisch in makellosen Bögen erhält. Sie wendet den Blick ab, will ihm nicht zeigen, dass er sie mit dieser Verzögerung in der Luft hängen lässt, öffnet ihre Seite des Spiegelschranks und tut so, als hätte sie nicht längst ihr Gesicht gereinigt. Sie drückt einen blassrosa Klecks Lotion auf ein Wattepapier.

Er spült und spuckt, spült und spuckt, und erst dann fragt er: »Warum?« Ein Wort – eine Frage –, die dem Raum allen Sauerstoff entzieht.

»Ach, keine Ahnung. Diesmal komme ich einfach nicht so gut zurecht«, sagt sie bemüht beiläufig.

»Nicht so gut zurecht?« Er wiederholt ihre Worte, als wären sie unverständlich.

Vielleicht hätte sie sagen sollen: *Bei Maia hat es sich ganz natürlich angefühlt, aber diesmal ist es anders. Kennst du das von deinen Patientinnen?* Vielleicht hätte er ihr dann auf seine doktorhafte Weise zugehört, mit ihr darüber gesprochen und wäre selbst auf die Idee gekommen, es mit Muttermilchersatz zu probieren. Hat sie aber nicht.

»Und deshalb willst du einfach aufgeben?« Er fixiert sie im Spiegel. »Weißt du denn nicht, wie wichtig diese Zeit ist? Wie viele Nährstoffe und Antikörper in der Milch stecken? Hier geht es nicht um eine Woche oder einen Monat. Es geht um den Rest seines Lebens – Schutz vor Herzkrankheiten, Diabetes, einfach allem. Und stattdessen willst du unserem Sohn irgendwelchen künstlichen Mist aus der Dose geben? Habe ich dich je um etwas anderes gebeten, als einfach nur die Mutter unserer Kinder zu sein? Ist das wirklich zu viel verlangt?« Er nimmt ihr den Wattebausch aus der Hand und stopft ihn ihr in den halbgeöffneten Mund. »Tja, das kannst du dir abschminken, Cora. Sieh gefälligst zu, wie du zurechtkommst.«

Er geht aus dem Bad, und einen Augenblick lang steht sie stumm da.

Cora entfernt den Wattebausch, schiebt den Finger in die Wange und verkneift sich das Würgen, als sie das Gewebe loser Fasern von Zunge und Gaumen fischt. Dann bückt sie sich und legt das durchweichte Ding in den Müllheimer, vorsichtig, damit der Metaldeckel nicht gegen die Wand scheppert.

Als sie sich vor über zehn Jahren kennengelernt hatten, war Cora zuerst seine Fürsorglichkeit aufgefallen. In einem Café auf The Strand hatte sie beim Wegpacken ihres Geldbeutels das soeben gekaufte Sandwich fallen lassen und war beinahe vornübergekippt, weil sie ihre Fußschiene vergessen hatte. »Warten Sie, ich mache das schon«, hatte er gesagt, ihr Mit-

tagessen aufgehoben und ihr die Tür aufgehalten, während er ihre Entschuldigung abwehrte. »Was ist das für eine Verletzung?«, hatte er draußen gefragt und auf ihren weiß geschienten Fuß gezeigt.

»Ach, da wurde nur ein kleiner Fußknochen entfernt. Sieht dramatischer aus, als es ist.«

»Welcher?«

»Sesambein?«, antwortete sie, mehr Frage als Antwort, weil kaum jemand je davon gehört hatte.

»Tibial oder fibular?«

»Beides. Sind Sie Chirurg?«

»Allgemeinmediziner. Beides ist aber ungewöhnlich«, antwortete er, taxierte sie und kam zu dem Schluss: »Sie sind Tänzerin.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Kommt drauf an, wie gut es verheilt.«

»Sagen Sie, ich war gerade auf dem Weg zu den Embankment Gardens, weil es so schön sonnig ist. Wollen Sie nicht mitkommen?«

Und weil gefühlt der erste Frühlingstag war und weil er ein Arzt war, der nett und vertrauenswürdig wirkte, und weil er immer noch ihr Mittagessen in der Hand hielt und sie nichts anderes vorhatte, sagte sie Ja.

Im Park setzten sie sich auf seine Jacke, die er im leicht feuchten Gras ausgebreitet hatte. »Jetzt haben Sie gar nichts zu essen«, sagte sie, als sie bemerkte, dass er das Café mit leeren Händen verlassen hatte.

»Macht nichts, ich komme gerade von einer Konferenz mit sehr guten Keksen.«

Er reichte ihr das Sandwich, und während sie aß, erzählte sie ihm unwillkürlich, wie sehr es sie quälte, abwarten zu müssen. Zu wissen, dass die Entfernung dieser winzigen

Knochen ihr Gleichgewicht beeinträchtigt haben könnte, ihre Fähigkeit, nach Sprüngen sicher zu landen; dass sie fürchtete, ihr großer Zeh könnte sich ohne das Sesambein schnell verformen. Er hörte ihr mit dem Ohr eines Mediziners zu, stellte gezielte, präzise Fragen zu Schmerzen und Genesungsprozess. Und als er eine Checkliste körperlicher Probleme abgehakt hatte, erkundigte er sich, wie es sie als Mensch beeinflusste.

Sie erzählte ihm, es fühle sich an wie das langsame, unschöne Ende einer allumfassenden Liebesbeziehung. Eine, für die sie als junger Teenager ihrer Familie in Irland den Rücken zugekehrt hatte und von der sie sich jetzt sitzengelassen fühlte.

»Ich habe mich so lange nur darauf konzentriert, dass ich gar nicht mehr weiß, wer ich ohne das Tanzen bin. Trotzdem ist mir jetzt klar, dass das Ende kommen wird, selbst wenn es nicht der Fuß ist. Vielleicht habe ich noch ein halbes Jahr oder ein ganzes, bis der nächste Körperteil mir den Dienst versagt. Dabei ist es« – sie hob beide Hände in die Luft – »alles für mich.«

Die Einzelheiten des Tages lassen sich leicht wieder heraufbeschwören. Wie sie die Socken ausgezogen, die winterweißen Füße ins Gras gestreckt hatten: seine mit dunklem Haarflaum, die Zehennägel perfekt getrimmt; ihre schwielig und ramponiert, auch nach mehreren Monaten noch stellenweise rot. *Arbeitsgeräte*, sagte er verständnisvoll, als sie sich für den entschuldigte, der sichtbar war. Er beugte sich vor, um schwarze Sockenfussel von einem ihrer Zehen zu wischen, und seine Berührung hatte sich überraschend und richtig zugleich angefühlt.

Sie erinnert sich, wie sie einen Apfel hin- und hergereicht und ihn so gedreht hatten, dass sie höfliche Bisse auf gegenüberliegenden Seiten nehmen konnten, bis nur noch zwei

schmale Streifen der glänzend grünen Schale dort übrig waren, wo sie einander entgegengekommen waren. Sie erzählte ihm von ihrem letzten Auftritt. Dass er zu Betjeman arrangiert war und die Worte des Dichters, als sie durch den riesigen Zuschauerraum schallten, genauso rhythmisch waren wie Musik. Sie schlug den ersten Vers von »A Subaltern's Love Song« auf den Boden, um es ihm zu demonstrieren, drei Reihen Tutus, die sich mit den Worten heben und senken, und er überraschte sie, indem er den nächsten Vers rezitierte. Sie hatte Menschen immer in wissenschafts- oder kunststoffin aufgeteilt, doch hier war jemand, der beides war. Als sie in der Abenddämmerung schließlich aufstanden, um zu gehen, seine Hand an ihrer Taille, spürte sie, während ihr geschnietter Fuß kribbelnd wieder zum Leben erwachte, zugleich den unerwarteten Kitzel von ... Liebe? Sie hätte nicht gedacht, dass sie keine fünf Monate später schwanger von ihm sein würde.

Wann war es umgeschlagen? Beim Abendessen mit seinen Eltern, als er unter dem Tisch die Nägel in ihren Oberschenkel krallte, damit sie nicht weitersprach? Wahrscheinlich, auch wenn es ihr zu dem Zeitpunkt noch nicht bewusst gewesen war. Sie hatte es auch nicht begriffen, als er eines Sonntags verärgert von einer ihrer Aussagen eine angebissene Birne mit voller Wucht nach ihr geworfen und nur die unregelmäßige Form dafür gesorgt hatte, dass sie vom Kurs abkam und neben ihr auf dem Sofa landete. Sie hatte ihn angefunkelt und gesagt: »Also, wenn die mich treffen soll, musst du besser zielen«, und dann hatten sie gelacht und er hatte sich entschuldigt. Sie wüsste nicht, dass er sich danach je wieder entschuldigt hätte, und sie wüsste auch nicht, dass sie danach je wieder darüber gelacht hätten. Wäre alles anders gekommen, wenn sie nicht gelacht hätte? Wenn sie gedroht hätte, ihn zu verlassen?

Als Cora aus dem Bad kommt, sitzt Gordon im Bett und liest ein dickes gebundenes Buch. Er blickt auf und lächelt, und da weiß sie, dass der Streit um das Milchpulver vorbei ist, mit ihm aber auch jede Gesprächsmöglichkeit.

»Da geht es um einen Mann, der ungefähr zur gleichen Zeit wie ich im Libanon gearbeitet hat«, sagt er. »Er ist dann weiter auf die Falklandinseln, um nach dem Erdbeben in Salvador zu helfen. Ich frage mich, ob er jetzt in Somalia ist ...«

In einem anderen Leben, in dem es sie und Maia nicht gegeben hätte, wäre er ebenfalls an diese Orte gereist, um zu helfen – humanitäre Sabbatjahre von seiner Arbeit als Hausarzt. Sie weiß, dass er eine Reaktion von ihr erwartet, aber sie will einfach nur schlafen, bevor das Baby wieder aufwacht, deshalb nickt sie nur und macht ein Geräusch, das interessiert klingen soll. Seit sie vor drei Tagen vom Standesamt nach Hause gekommen ist, fällt es ihr schwer, in ihre Rolle zu schlüpfen. Ihr Gesicht ist in Ausdruckslosigkeit erstarrt, wie ausgehärtetes Wachs, die Lachfältchen unmöglich zum Leben zu erwecken.

Mitten in der Nacht wird sie wach, weil Gordons Fuß sich in ihren Knöchel bohrt. »Herrgott noch mal, Cora. Ich muss morgen früh zur Arbeit! Wie kannst du sein Weinen überhören, wenn selbst ich davon wach werde?« Cora schaltet das Babyfon aus, und das Weinen verstummt zu einem entfernten Wimmern. »Und lass das mit der Bettdecke – du kannst auch aufstehen, ohne die ganze kalte Luft reinzulassen. Nimm doch mal ein bisschen Rücksicht.«

Sie öffnet die Tür zum Nebenzimmer und Lärm drischt auf ihre Sinne ein, als hätte jemand die Musikanlage ohne Vorwarnung voll aufgedreht. Am liebsten würde sie gleich wieder umdrehen. Stattdessen nimmt sie das Baby aus dem

Bettchen, und als sie sich mit ihm in den Schaukelstuhl setzt, ebbt sein Schreien allmählich zu leisen Schluchzern ab. Sie starrt in die schwarzblaue Dunkelheit, wo sie beim Ins-Bett-Bringen vergessen hat, das Rollo runterzuziehen, und ein Bild aus ihrer Kindheit schiebt sich vor ihr inneres Auge. Sie weiß nicht mehr, was sie dort gemacht hat oder wer mit ihr da war, aber sie erinnert sich daran, vor Mr Barrys Melkstall gestanden und durch die angelehnte Tür hineingespäht zu haben. Dort standen die riesigen knochigen Hinterteile der schwarz-weißen Holstein-Rinder aufgereiht, mit metallenen Saugnäpfen an den geschwollenen Eutern, und die Luft war erfüllt vom rhythmischen Pumpen der Milch. Sie erinnert sich, wie die Tiere dastanden, schicksalsergeben und gefügig, und fragt sich jetzt, warum sie sich nicht gewehrt haben, warum sie nicht mit den Hufen ausgetreten haben, als Mr Barry sich zu ihren Eutern herunterbückte. Hat er sie geschlagen? Haben sie sich deshalb gefügt? Aus Angst? Vielleicht, denkt sie, denn auch sie sitzt hier in kühischer Ergebenheit in der Melkkammer des Babys, die Brüste aus den Aussparungen des Schlaf-BHs ragend. Am liebsten würde sie ihr Fleisch aus seinem Mund ziehen. Aufstehen und ihn vom Schoß fallen lassen. Soll Gordon sich doch um das empörte Geheule seines Namensvetters kümmern. Am liebsten würde sie aus dem Zimmer marschieren, die Treppe hinunter und raus aus dem Haus, um in ausladenden Grand Jetés die Straße entlangzuspringen und die kalte Luft und das Mondlicht auf ihrem unbeschwerten Körper zu spüren, hinter sich eine Herde Kühe, die plump der eigenen Freiheit entgegentrottet. Sie ist gleichermaßen aufgekratzt und abgestoßen von der Brutalität dieser Bilder. Aber sie ist nicht wie ihr Mann; sie würde solchen Impulsen niemals nachgeben. Das Baby patscht beim Trinken gegen ihr Schlüsselbein. Sie spürt seinen suchenden

Blick auf sich, er will, dass sie zu ihm heruntersieht. Sie legt den Kopf an die Lehne und drückt sanft sein Händchen zwischen Daumen und Zeigefinger. Mehr kann sie ihm nicht geben.

Am darauffolgenden Tag hat die Hebamme einen Fragebogen für Cora dabei, mit dem offenbar eine postpartale Depression diagnostiziert werden soll: *Ich konnte mich so richtig auf etwas freuen a) So wie immer b) Etwas weniger als sonst c) Deutlich weniger als früher d) Kaum.* Wie soll dieses Blatt Papier die Komplexität ihres Lebens knacken? Oder das jeder beliebigen anderen Frau. Sie versucht nicht einmal, ihre Antworten zu gewichten, sondern kreuzt jedes Mal das Pure-Freude-Kästchen an.

»Mensch, was sind wir aber quietschfidel«, sagt die Hebamme, als sie Coras Antworten überfliegt.

Morgens war Gordon hinter Cora aufgetaucht und hatte ihr ungewaschenes Haar zur Seite geschoben, um die Nase an ihren Hals zu schmiegen. »Falls du Probleme hast, brauchen wir keine Hebaffen, das weißt du, oder? Komm einfach zu mir, und dann bitte ich jemanden in der Praxis, dir was zu verschreiben.«

Und sie hatte die Augen geschlossen, als er ihr eine Spur Küsse auf den Hals drückte, nicht weil sie es genoss, sondern weil sie müde war und mit geschlossenen Augen abschalten und ihren Körper fast vollständig hinter sich lassen konnte.

»Und jetzt ab unter die Dusche, du willst doch präsentabel sein. Heute Morgen ist bloß Praxisbesprechung, ich kann noch ein paar Minuten auf Gordon aufpassen«, sagte er und klopfte ihr auf den Hintern.

Und jetzt sitzt sie hier: geduscht, geföhnt, sauber gekleidet. *Nicht das, Cora, das hat Milchkotze an der Schulter.*

Die Hebamme tunkt genüsslich ihren Keks in den Tee und

staubwedelt sich beim Sprechen mit der Zunge Krümel von den Lippen. »Eigentlich müsste ich noch ein letztes Mal nach Ihrer Naht schauen, aber zwei Kolleginnen haben sich krankgemeldet und ich weiß auch so schon nicht, ob ich es heute noch zu all meinen Babys schaffe. Wäre es in Ordnung, wenn Sie einfach Ihrem Mann Bescheid sagen, wenn Sie Probleme haben, wo er doch Arzt ist? Oder soll ich Ende der Woche noch mal wiederkommen?«

Die Hebamme isst ihren Keks auf, und obwohl sie Cora sagt, sie solle sitzen bleiben, bringt sie die Frau nach draußen und schließt die Tür hinter dem kurzen Kapitel häuslicher Pflege. Sie sieht sich selbst dabei zu. Das tut sie in letzter Zeit oft – sie sieht sich von oben, während sie durchs Haus geht, Windeln wechselt, Gordons Hemden bügelt, für seine Eltern kocht. Beinahe so, als würde jemand anders diese Dinge tun. Nur in Maias Gegenwart hat sie gelegentlich das Gefühl, in ihren Körper zurückzukehren.

Cora setzt sich neben sie vor den Fernseher, und Maia kuschelt sich an sie und sagt: »Hmmm, es riecht nach dir«, ehe sie sich wieder ihrer Sendung zuwendet.

Cora kommt es so vor, als hätte sie etwas unausgesprochen in der Luft hängen lassen: *Es riecht nach dir ... aber irgendwie bist du es nicht.*

»Wonach rieche ich denn?«, fragt sie.

»Nach Mum natürlich.«

Später fragt sich Cora, ob sie es sich nur eingebildet hat, aber so oder so zerrt es sie an die Oberfläche zurück. Sie starrt auf den Fernseher und sagt sich, dass sie ab morgen alles besser machen wird. Genau wie bei Maia früher wird sie dem Baby auf den nackten Bauch prusten, sie wird ihm aus den Büchern ihres Mannes vorlesen, ihn mit ihrer Stimme in den Schlaf lullen, seine Wange an ihrer Haut heiß und rosig wer-

den lassen, während der Nachmittag verstreicht. Und später, wenn sie die Wäsche wegräumt, wird sie ihn in seinem Körbchen mit von Zimmer zu Zimmer nehmen und mit ihm sprechen, während sie die Wäsche faltet und in Schubladen legt. Gemeinsam werden sie Maia von der Schule abholen, Lebkuchenmänner kaufen und sich auf den Sandsteinvorsprung in der Nähe des Pig Rock setzen, und die Blase, die in den letzten Wochen nur sie selbst umgeben hat, wird wachsen und ihre beiden Kinder mit einschließen. Und dann werden sie überallhin zusammen gehen, als eins. Die Blase wird sich ausdehnen, wenn Maia vorausrennt, die Form verändern, wenn Cora stehen bleibt und ein paar Schritte vom Kinderwagen weggeht, aber sie wird sich immer wieder zusammenziehen und die drei sicher umschließen.

Doch als der Morgen kommt, stellt sie fest, dass sie nicht genug Energie für diese Dinge hat, dass sie die Trägheit, die auf ihr liegt, nicht wegschieben kann. Genauso ist es am nächsten Tag. Und am nächsten. Sie stillt das Baby und starrt durch die Terrassentür auf die Tannen am anderen Ende des Gartens, die selbst bei blauem Himmel den Eindruck erwecken, als würde es regnen. Dann trägt sie ihn nach oben, legt ihn vorsichtig in sein Bettchen, und wenn sie keine zwanzig Minuten später hört, dass er aufwacht, geht sie hastig zum Küchenradio und tut so, als hätte sie es nicht gehört, weil er eigentlich länger schlafen sollte. So schnell wieder aufzuwachen ist gegen die Abmachung. Sie befüllt die Waschmaschine und schaltet den Geschirrspüler ein, weil das Brummen der Geräte das Babyweinen übertönt. Als sie einige Zeit später auf dem Küchenboden kniet und die Plastiktüten-Tüte ausräumt, damit sie besser innen an die Tür der Vorratskammer passt, überrascht es sie, aus dem Augenwinkel Gordons Hand zu sehen und seine Finger zu spüren, die ihren Ober-

arm packen. Sie stößt einen unterdrückten Schrei aus, erschrocken darüber, dass er – irgendwer – mit ihr im Haus ist.

»Herrgott noch mal, Cora«, sagt er und lässt sie los, um das Radio auszuschalten. »Ein Glück, dass ich nach Hause gekommen bin. Wie kannst du ihn da oben überhören? Und was machst du überhaupt?«, fragt er mit Blick auf die verstreuten Plastiktüten.

Sie sieht zu ihm auf, eine Hand im Falten erstarrt, mit der anderen zeigt sie stumm darauf, hat keine Worte mehr. Denn nicht einmal sie weiß, was sie da tut.

»Du hast keine Kinder verdient, wenn du dich nicht um sie kümmерst«, sagt er. »Das ist Vernachlässigung, Cora. So sieht Vernachlässigung aus.«

Er dreht sich um, marschiert aus der Küche, und sie springt auf, lässt die Plastiktüten auf den Boden fallen. Dann rennt sie ihm hinterher nach oben. »Es tut mir leid.« Sie weint jetzt, beinahe hysterisch. »Gordon, es tut mir leid.« Er ignoriert sie, nimmt den Rest der Treppe zwei Stufen auf einmal. Als sie ins Zimmer kommt, hebt er gerade Gordon aus seinem Bettchen, und sie sieht das knallrote und tränenüberströmte Gesicht ihres Sohnes. Das geronnene Erbrochene auf seinem Schlafsack und dem Laken.

»Bitte«, sagt sie und greift nach ihm. »Bitte, gib ihn mir«, die Arme ausgestreckt, weil sie es unbedingt wiedergutmachen will. Doch Gordon wendet sich von ihr ab, und als sie um ihn herumgreifen will, stößt er sie mit dem Ellbogen weg und hebt das Baby höher an seine Schulter.

»Du bist eine schlechte Mutter«, sagt er über das Weinen des Babys hinweg.

»Ich wollte das nicht, bitte, gib ihn mir einfach, bitte«, fleht sie, und zum ersten Mal, seit es seinen Namen bekommen hat, fühlt sie sich zu dem Baby hingezogen. Den primitiven Drang,

Trost zu spenden, zu spüren, wie seine Schreie in ihren Armen abebben. Wieder drängt sie auf ihn zu, doch Gordon hebt das Baby hoch, hoch in die Luft, außer Reichweite. »Nein, nicht«, sagt sie, als sie hört, dass das Schreien des Kinds heftiger wird. »Ich bin auch brav, ich bin wieder brav.« Sie weiß nicht, wo diese Worte herkommen, sie weiß nur, dass sie dem Ganzen ein Ende bereiten, ihre augenblickliche, bedingungslose Unterwerfung zum Ausdruck bringen sollen.

Die Füße des Babys baumeln über Gordons Stirn, seine panischen Schreie erfüllen das Zimmer. Cora weicht zurück, setzt sich in den Schaukelstuhl und packt mit beiden Händen die Armlehnen, um sich davon abzuhalten, sich wieder auf ihn zu stürzen. Und als Gordon sich lange genug vergewissert hat, dass sie dort bleiben wird, nimmt er das Baby wieder hinunter an seine Schulter, den Blick auf Cora gerichtet. Er tätschelt dem Baby den bebenden Rücken, während es das Gesicht hilflos gegen den Kragen des Vaters schlägt und ihn mit Spuckebläschen und Tränen beschmiert.

»Wenn ich ihn beim Nachhausekommen noch einmal so vorfinde, nehme ich sie dir beide weg und du siehst sie nie wieder. Hast du mich verstanden?«

Cora nickt verzweifelt, die Hände immer noch um die Armlehnen geklammert, und Tränen strömen ihr übers Gesicht. Die Atmosphäre im Zimmer ist aufgeladen, als wäre eine Bombe hochgegangen, als würden die Trümmer immer noch auf sie herabregnern, durch die Luft trudeln, in der noch das Echo dessen hängt, was sich gerade abgespielt hat.

»Jetzt mach deinen Job und still unsern Sohn«, sagt Gordon. Kopfschüttelnd mustert er sie. Und dann: »Ich räume unten auf.«

Eine Minute später hört sie, wie die Haustür aufgeht und etwas Schweres scheppernd in die frisch geleerte Mülltonne

fällt. »Nein, leider nicht«, hört sie ihn laut zu einem Nachbarn sagen. »Es hat den Geist aufgegeben.« Und da weiß sie, dass er ihr Radio weggeworfen hat, ein Roberts mit Holzgehäuse, das ihre Mutter ihr vorletztes Jahr zu Weihnachten aus Irland geschickt hatte. Schmerz macht sich in ihrer Brust breit, und Bilder flackern vor ihrem inneren Auge auf: wie ihre Mutter es kauft; wie sie den Karton auf dem Esstisch in braunes Papier einpackt, weiche, altersfleckige Hände, die über die umgeschlagenen Enden streichen; wie sie es in den Kofferraum legt, um es nach der Schule zur Post zu bringen. *Das hast du dir selbst zuzuschreiben. Du bist schuld*, sagt sie sich.

Ein paar Tage spürt Cora eine Veränderung. Den Vorsatz, die Bindung zu ihrem Sohn wieder zu flicken. Der Wille ist da, der Wunsch ist da, aber irgendwas an dem Kind hat sich verändert. Statt sich ihr zuzuwenden wie früher, wendet er sich auf einmal ab.

»Ich glaube, er bekommt nicht genug Milch«, sagt sie ein paar Tage später abends im Bett zu Gordon. Er blickt von seinem Buch auf und betastet die eingefallene Fontanelle des Säuglings. Tags darauf stellt er in der Mittagspause wortlos sechs Flaschen und eine Packung Milchpulver auf die Arbeitsplatte in der Küche.

Doch es verschafft Cora nicht die erhoffte Erleichterung. Die Flaschen sind ihre Vernachlässigung, sind ihr Aufdrehen des Radios, um sein Weinen zu übertönen; sie sind seine Schreie, als Gordon ihn außer Reichweite hält. Sie verspürt nichts als Selbsthass angesichts ihrer jämmerlichen Versuche, ihm eine Mutter zu sein, angesichts des verzweifelten Bestrebens, bei ihm zu sein, ehe er einen Ton von sich geben kann. Der Tatsache, dass es ihn plötzlich nicht mehr tröstet, in ihrer Armbeuge zu liegen. Sie weiß einfach nicht, wie sie es wieder gutmachen kann.

Als das Baby sechs Monate alt ist, sagt Mehri immer noch jede Woche: »Will Maia nach dem Schwimmen mit Fern bei uns essen? Ist kein Problem«, und Cora nimmt das Angebot an, dankbar, dass Mehri zu verstehen scheint, dass diese Einladungen nur in eine Richtung möglich sind.

»Da ist ja dein süßer kleiner Junge«, sagt sie, wenn sie Maia nach Hause bringt, und streckt die Arme nach dem Baby aus, das vor Begeisterung förmlich zu bebhen scheint, ein aufgeladenes Atom in Coras Armen, das es kaum erwarten kann, für ein paar Augenblicke weggegeben zu werden.

Einmal laufen sie sich zufällig vorm Bäcker über den Weg, und nachdem Mehri sich quietschend in Gordons Kinderwagen gebeugt hat, fasst sie nach Coras Arm. »Was ich dir schon die ganze Zeit sagen wollte«, sagt sie und sieht Cora in die Augen, als wollte sie in deren Tiefe ergründen, was sie verbirgt. »Du kannst immer mit mir reden, falls du mich mal brauchst.«

Cora sagt Danke und fragt sich, was Maia wohl gesagt hat und ob es an der Zeit ist, sie selbst vom Schwimmen abzuholen. Sie hält schützend die Hand über die Augen und blinzelt in vorgetäusches Sonnenlicht.

Als sie sich umdreht und mit durchgedrücktem Rücken losgeht, um hoffentlich gefasst zu wirken, meint sie, Mehris Blick auf sich zu spüren, doch als sie an der Fußgängerampel auf den Knopf drückt und sich noch einmal umsieht, ist sie nicht mehr da. Coras Magen macht einen Satz, als wäre sie ohne Fallschirm aus einem Flugzeug gesprungen und der Boden würde auf sie zurasen. Doch ehe das Gefühl sie überwältigen kann, leuchtet das grüne Männchen auf, und sie überquert die Straße, dankbar für den Kinderwagen, an dem sie sich festhalten kann.